

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Lize Spit

Und es schmilzt

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

(...)

VIER SCHATTEN

Wir waren zu dritt, hatten aber vier Schatten. Jolan, mein älterer Bruder, wäre Teil eines gesunden Zwillingspaars geworden, wenn seine Nabelschnur sich nicht um den Hals seiner Schwester gewickelt hätte.

Anlässlich ihrer Geburt '85 – vier Wochen zu früh – wurden unendlich viele Fotos gemacht, die mit doppelseitigem Klebeband in ein Album geklebt wurden. Darunter Datum, exakte Uhrzeit, Namen unbekannter Onkel, Vermerke über hochfliegende Träume – scheinbar erreichbar, weil sie zum Teil nie realisiert zu werden brauchten.

JOLAN DE WOLF UND TES DE WOLF. Auf der Geburtsanzeige stand neben dem zweiten Namen ein kleines Kreuz, eine Todesanzeige wurde gespart.

Ungefähr zu der Zeit, als Jolan den Brutkasten verlassen durfte – so übertrieb Vater –, wurde ich geboren.

Das geschah irgendwann Mitte '88, um Mitternacht. Ich war ein Mädchen. Mein Name war Eva. Auch ich kam allein. Vater war gerade draußen und rauchte.

Im Vergleich zu Jolans kleinem, in der Entwicklung etwas zurückgebliebenem Körper war ich von Anfang an kräftiger. In meinem ersten Lebensjahr wurden höchstens fünfzig Fotos gemacht. Bei keinem davon standen Uhrzeiten, es kamen keine unbekanntenen Onkel und Tanten zu Besuch.

»Elefantenbeine« schrieb Vater unter das Bild, auf dem ich zum ersten Mal auf einem Topf saß. Aus den anderen Unterschriften glaubte ich ableiten zu können, dass sie erst später hinzukamen, und zwar, weil sie etwas zeitlich Befristetes benannten, bereits eine Auswertung der Situation enthielten. »Eva, hier noch ein Flachskopf.« Oder: »Januar, da konnte sie noch lachen.«

Drei Jahre später, '91, folgte Tesje. Von ihr machte Vater nur eine Handvoll Fotos, die nicht einmal mehr in einem Album landeten. Tesje war von Geburt an zarter und kleiner als wir. Sie hatte eine dünne, dichtgeäderte Haut und feine blonde Haare.

»Was willst du? Nach zwei Kindern war für sie nicht mehr genug Material übrig«, hatte Vater laut Mutter am Wochenbett gescherzt. Möglicherweise hatte das selbstbewusst klingen sollen, vielleicht war er von Emotionen überwältigt. Dennoch muss es sich für die Krankenschwestern nach einer Entschuldigung angehört haben, wie bei einer Frau, der das Gericht nicht ganz gelungen ist.

»Genauso hat mein Vater verdammt nochmal auch rumgetönt. Außerdem, du hast vier Kinder, nicht drei«, hatte Mama gesagt. An der Art und Weise, wie sie das immer wieder einmal aufs Tapet brachte und dann auch das »verdammt nochmal« wieder bemühte, wusste ich, dass es hiermit angefangen hatte. Dies war ihr Urvorwurf.

Der Namenswahl war eine lange Diskussion vorausgegangen: Mama wollte »Tesje«, Vater einen anderen Namen, am liebsten »Lotte«, notfalls »Lotje«. Letzten Endes fügte er sich aber doch Mamas Vorschlag, vielleicht in dem Versuch, etwas wiedergutzumachen. Tesje wurde ein Ehrenweis.

Als sie zwei Jahre alt war, erhielt sie den Spitznamen »Scheißerle« – wobei das ß weich ausgesprochen wurde.

»Scheißerle« war der Kosenamen für das jüngste Kind einer Familie, eine Bezeichnung, die Mutter aus ihrer Heimat mitgebracht hatte, aus einer Familie mit einem tyrannischen Vater, in der sie das älteste Kind war. Das Wort hatte etwas Tragisches – erinnerte an Meerschweinchen, die auf der einen Seite ihres Käfigs scheißen und auf der anderen schlafen. Uns war völlig klar, dass dieser Spitzname nicht aus Nostalgie entstanden war, sondern aus Reue über die Wahl von Tesjes Namen, was Mutter Vater gegenüber aber nicht zugeben wollte. Dennoch hatten wir ihn alle übernommen: Sprache war das Einzige aus Mutters eigener Kindheit und Jugend, worauf sie mit Stolz verwies.

Durch Tesjes Ankunft landete ich auf dem Mittelplatz in der Familie, wurde ich zu derjenigen, die sich bei der Bildung von Fronten immer noch auf jede Seite schlagen konnte, je nachdem, ob ich Koalition oder Opposition bilden wollte.

Noch vor Jolans Geburt waren Mutter und Vater von einem nahe gelegenen größeren Dorf nach Bovenmeer gezogen, in ein Haus mit drei Schlafzimmern.

Bovenmeer war eine jener Ortschaften, in denen es, damit Angebot und Nachfrage gut austariert blieben, von allem nur eines oder keines geben konnte: einen kleinen Laden, einen Friseursalon, einen Bäcker, einen Schlachter, kein Fahrradgeschäft, eine Bücherei, die man auf einen Rutsch auslesen konnte, eine kleine Grundschule.

Jahrelang sollten wir alles, was im Dorf zu finden war, mit »der«, »die« oder »das« bezeichnen, als gehörte es uns, als ließe es sich zwischen Daumen und Zeigefinger fassen. Als hätten wir nach einem langen Krieg gegen große Städte und umliegende Dörfer die Prototypen eines Krämerladens und einer Schlachtereierbeutet und diese dann fest in der Nähe

der Kirche und des Gemeindesaals verankert, fußläufig von überallher, für jeden erreichbar.

Die Ladenbesitzer spielten mit; aus Bequemlichkeit oder Hochmut machten sie sich nicht die Mühe, sich einen originelleren Namen für ihr Geschäft auszudenken als »Die Schlachtereie« oder »Das Lädchen«, in seltenen Fällen mit einem Zusatz versehen, dem eigenen Familiennamen.

Ein paar Ausnahmen gab es in Bovenmeer. Wir hatten zwei Kneipen. Oft verließen Männer »Die Nacht«, um nach kurzem Zögern, sich am Türpfosten hochziehend, doch noch »Willkommen« anzusteuern, wo in den frühen Stunden schon wieder Bier ausgeschenkt wurde.

Es gab häufig vorkommende Namen: Tim, Jan und Ann. Sowohl Pim als auch Laurens hatten einen Bruder, der Jan hieß, obgleich es ab dem Winter 2001 einen Unterschied bei diesem »haben« geben sollte. Laurens hatte da noch einen Bruder; Pim hatte lediglich einen Bruder gehabt.

Es gab einen leeren Hühnerstall, der »Kosovo« genannt wurde. Er lag genau zwischen »Willkommen« und dem Gemeindesaal. Monatelang hatte eine albanische Flüchtlingsfamilie darin gewohnt. Nachdem sie ausgewiesen worden war, brachten verschiedene Vereine dort ihren Krempel unter.

Mir war lange nicht klar, was Mutter und Vater in Bovenmeer finden wollten. Ob sie jemals geglaubt hatten, sie würden in einem Dorf zurechtkommen, in dem jedes Jahr Gemeindefeste organisiert wurden und sich niemand wunderte, wenn jemand in den Kosovo geschickt wurde, um eine Packung Servietten zu holen.

9.30 UHR

Vor sechs Tagen, zwei Wochen nachdem die Einladung gekommen war, ging ich mit einer Curver-Box zu meinem Nachbarn und fragte, ob ich eine große Menge Wasser einfrieren dürfe. Der Mann wohnt nicht neben, sondern unter mir und ist daher nach seiner eigenen strengen Definition kein Nachbar, sondern ein Unterbewohner. Er ist zwölf Jahre älter als ich. Zufällig unterrichten wir beide: er Geographie und Biologie an einer französischsprachigen weiterführenden Schule, ich Kunsterziehung im niederländischsprachigen Schulwesen.

Wir wohnten beide schon vier Jahre in dem Haus, als wir das erste Mal miteinander sprachen. Er hatte an dem Tag, ungefähr ein Jahr ist es jetzt her, einen durchsichtigen Sack voll großer roher Fleischstücke dabei – ein Herz, ein Entrecote, Rinderfilet, Zunge, Rippchen, Suppenfleisch. Ich kam mit ein paar liegen gebliebenen Bastelobjekten auf dem Arm nach Hause, von Schülern, denen ich aufgetragen hatte, alte Atlanten zu zerschneiden und aus diesen Schnipseln ihre ideale Welt zusammenzustellen. Fast alle hatten die Bastelmesser und das Styropor ignoriert und sich mit einem beklebten DIN-A4-Blatt aus der Affäre gezogen. Die meisten hatten ihr Werk am Ende des Schuljahrs nicht einmal abgeholt.

Der Nachbar hatte mich angesprochen und aufgefordert, den Schülern besser beizubringen, akkurat mit den Fakten umzugehen, Respekt vor der Geschichte zu zeigen.

Ich gab vor, kein Französisch zu verstehen. Von dem Geruch, der aus seinem Sack drang, wurde mir übel.

Weil es ihm schwerfiel, mir Vorhaltungen auf Niederländisch zu machen, erzählte er mir stattdessen, woher er diese Mengen an rohem Fleisch hatte: Seine Mutter ließ jedes Jahr bei einem Biobauern ein ganzes Rind schlachten und teilte das Fleisch mit ihren drei Söhnen. Sie durften kommen und sich Stücke aussuchen. Es war die einzige Gelegenheit im Jahr, zu der seine Familie wieder mal vollzählig war.

Bevor ich ihn stehenließ und die Treppe zu meiner Tür hinaufging, sagte er noch, dass meine Absätze viel Krach auf dem Holzfußboden meiner Wohnung machten, dass er das aber nicht schlimm fände, weil es sich nach jemandem anhörte, der wusste, was er wollte.

Daraus hatte ich Folgendes geschlossen: Dieser Mann besaß ein großes Tiefkühlgerät und wenig Menschenkenntnis, insbesondere was Frauen anbelangt.

Nach einem halben Jahr wollte er nicht nur reden, sondern auch befriedigt werden. Das empfand ich nicht unbedingt als Plus, aber es störte mich nicht, solange er sich vorher wusch und ich meine Kleider anbehalten durfte.

In den zwei Wochen seit Erhalt der Einladung hatte ich für den Nachbarn und mich jeden Abend ein Stück Biorind aus seiner Tiefkühltruhe zubereitet. Da nun genug Platz frei geworden war, brachte ich die leere Curver-Box mit. Ich füllte sie mit Leitungswasser. Die Box passte so gerade eben in die Truhe.

Der Nachbar erhob keine Einwände und stellte keine Fragen. Dann säuberte er seine Eichel unter der Brause, zwischen Daumen und Zeigefinger, als schraubte er einen Deckel davon ab. Nachdem ich ihm einen geblasen hatte – er mit dem nackten Hintern auf dem Badewannenrand, ich

mit den Knien auf dem Vorleger –, tranken wir schweigend Tee mit frischer Minze. Ich tat wie üblich sehr viel Zucker hinein.

Vor einer Stunde hat er mir geholfen, die schwere Box mit dem Eis aus seiner Tiefkühltruhe zu meinem Auto zu tragen. Draußen war es noch dunkel. Kurz vor dem Kofferraum blieb er einen Moment lang stehen und fragte in seinem mangelhaften Niederländisch, wo ich hinzufahren gedächte. Sein Blick wanderte über meine Beine, die dank der Strumpfhose makellos glatt und brauner als für gewöhnlich waren, über mein hochgestecktes Haar, meine getuschten Wimpern. Ich konnte spüren, dass er mich hübscher als sonst fand, hatte aber keine Ahnung, ob es daran lag, dass ich mir mehr Mühe gegeben hatte, oder daran, dass ich im Begriff war, mit einem großen Eisblock im Kofferraum wegzufahren, ohne anzugeben, wohin.

»Zu meinen Eltern«, sagte ich.

»Deinen Eltern«, wiederholte er, ihm ging erst jetzt auf, dass ich nicht vom Himmel gefallen war.

»Was meinst du, wie lange hält sich so ein Eisblock?«, fragte ich.

»Hängt davon ab, wie viel heiß du das Auto machst, und wofür du ihn brauchst«, sagte er.

Ich verbesserte ihm den sprachlichen Fehler nicht, so würde ich auch nicht weiter darauf eingehen müssen.

»Du kommst heute Abend wieder für Tee zu trinken?«, fragte er, während er die Box Eis mit einem Schwung in den Kofferraum hievte.

»Türlich«, sagte ich.

Ich sah zu, wie der Nachbar wieder ins Haus ging, seine mageren Beine, sein Rücken. Ich schaute noch lange, nachdem er verschwunden war.

Bevor ich den Motor anließ, wählte ich Tesjes Nummer, unterbrach die Verbindung aber, noch bevor es bei ihr klingelte, so dass sie den entgangenen Anruf nicht sehen würde. Rasch checkte ich die Facebookseite des Events. Die war ein paar Tage nach Eintreffen der Einladung angelegt worden, von Pim. Daran hatte ich mit Sicherheit erkennen können, dass er selbst das Ganze organisiert hatte und nicht seine Eltern. Auf der Seite stand, anders als auf der Karte, dass wir »ab« fünfzehn Uhr erwartet würden, nicht »um« fünfzehn Uhr. Typisch seine Ausdrucksweise. Leute daran hindern, pünktlich zu erscheinen, sich bereits im Vorfeld gegen mögliche Kritik wegen noch nicht gefüllter Chipsschälchen absichern.

Das Coverfoto zeigte dasselbe Babybild wie die Einladungskarte. Die Leute meldeten sich rasend schnell an. Ich hatte gewartet. Nach ein paar Tagen hatte ich mich bei »vielleicht« eingetragen.

Für kurze Zeit lebte die Seite auf, Freunde posteten Anekdoten und Fotos. Ich verfolgte jeden neuen Eintrag. Jan selbst hatte nie irgendwo ein Profil besessen – er war bereits tot, noch bevor er die Gelegenheit bekommen hatte, sich irgendwo besser darzustellen, als er in Wirklichkeit war. Darum taten andere das jetzt für ihn. Ausschließlich schöne, fröhliche Fotos von Jan tauchten auf, Fotos, von deren Existenz ich nichts wusste.

Meiner Meinung nach hatten alle auf der Seite sehr schnell angegeben, keine weiteren Benachrichtigungen mehr erhalten zu wollen. Ein paar Tage nach dem Start starb das Ding schon wieder. Alle brauchbaren Fotos waren bereits geteilt.

»Hallo mein Name ist Karin Peters, bin 39 und komme aus Belgien. Der Grund warum ich Ihnen das alles erzähle ist, weil ich ein Produkt habe, das ich Ihnen anbieten kann. Es befinnt sich wörtlich in dem Zustand wo ich Ihnen be-

schreib!!!! bitte sofort zahlen. Mailen Sie mir Ihre Daten und ich schick Fotos!!« war der letzte Post. Er blieb oben auf der Seite stehen. In dieser Nacht habe ich ihn noch als anstößig melden wollen, aber ich führte die Prozedur nicht bis zu Ende durch, weil ich mich nicht entscheiden konnte, was denn genau unangebracht daran war.

Ich habe nun die Hälfte der Strecke hinter mir. Die Verkehrsdichte nimmt langsam ab. Regelmäßig schaue ich in den Rückspiegel, kontrolliere den Eisblock. Die kalte Masse senkt die Temperatur im Auto beträchtlich. Ich fahre nicht zu schnell und schalte die Heizung nicht ein, um den Schmelzprozess nicht zu beschleunigen.

Auf dem Display meines Handys ist noch immer die Facebookseite des Events geöffnet. 45 Teilnehmer. Jolan ist auch eingeladen, Tesje ebenfalls, aber keiner von beiden hat sein Kommen bestätigt.

Ich bin noch immer die einzige »vielleicht«.

6. JULI 2002

Ich hebe die Decke hoch, um nachzusehen, ob sie noch da sind. Meine beiden Brüste könnten ja über Nacht, wenn niemand zuschaut, von meinem Leib verschwunden sein, auf der Suche nach einem geeigneteren, glaubwürdigeren Körper. Im Schlaf hat sich mein Tanktop verdreht. Meine Nippel lugen aus Hals- und Achselöffnung hervor.

Diese Brüste erinnern mich an Onkel Rudy, Vaters Bruder, der jedes Mal, nachdem er einen Raum betreten hat, hölzern stehen bleibt, obwohl ihn irgendwer immer auffordert, sich doch zu setzen. Wenn er dann sitzt, lehnt er sich nie

an – so kann er mitten im Familienfest doch noch unangekündigt verschwinden.

Meine Brüste sind im Vergleich zu denen anderer Mädchen nicht richtig rund und hängen auch nicht, sondern sind spitz und stehen gerade ab. Wie kann ich ihnen sagen, dass sie gern bleiben dürfen?

Ich rücke das Tanktop wieder zurecht und bleibe bis halb elf im Bett. Ich lausche den Nachbarn, die vom Einkaufen zurückkommen, Rasenmähern, den Kirchenglocken, einem Flugzeug, einem Schrottläger, der unverständliche Mitteilungen in ein übersteuertes Megaphon brüllt und dadurch nicht merkt, dass der Reichtum über seinem Kopf vorbeifliegt.

Beim Anblick des Betts, das Tesje hinterlassen hat, das dünne Oberlaken symmetrisch zur Form eines geöffneten Umschlags gefaltet, fühle ich mich formlos und unbestimmt.

Noch bevor ich das Esszimmer betrete, weiß ich, dass Vater dort sitzt. Überall wo er geht und steht, riecht es nach Tabak.

Erst kürzlich habe ich irgendwo gelesen, dass der Betrag, den ein Raucher pro Jahr für Zigaretten ausgibt, reicht, um davon in Urlaub zu fahren. Niemand hat untersucht, ob es auch Menschen gibt, die rauchen, um nicht mit ihrer Familie verreisen zu müssen.

Auf dem Frühstückstisch stehen noch ein paar Sachen. Brot, Schokocreme, Sirup.

»Deine Mutter ist zur Agrargenossenschaft, Hundefutter kaufen. Jolan ist früh weg, der will Vögel beobachten«, sagt Vater, ohne aufzuschauen. Er sitzt am Tisch, liest die Zeitung. In der Hand hält er einen Kugelschreiber. Heute lohnt nichts, unterstrichen zu werden.

Ich könnte mich entscheiden, nicht zu frühstücken, ob-

wohl es keinen Unterschied macht; Vater wird das, was gestern geschehen ist, ja doch nicht mehr zur Sprache bringen, das macht er nie, morgens schon von Vergangenen sprechen. Dafür braucht er einen kleinen Schubs.

Ich setze mich. Vater schaut noch immer nicht auf. Neben ihm auf dem Tisch liegt ein auseinandergefaltetes Taschentuch und daneben ein fluorgrüner Läusekamm. Auf dem Taschentuch sind kleine rotbraune Punkte – plattgedrückte Leiber, ein paar ausgerissene struppige Haare mit daran klebenden Nissen.

»Wo ist Tesje?«, frage ich.

Vater klickt sein Gebiss rein und raus. Murmelt »irgendwo«, was ohne Schneidezähne klingt wie »nirgendwo«.

Ich nehme eine Brotscheibe und schmiere dick Sirup drauf. Trotzdem fragt Vater nicht, was das sein soll: »Brot mit Sirup oder Sirup mit Brot?«

Er hört auf, sein Gebiss rein- und rauszuschieben, und schaut auf mein Haar, meinen Hals. Ich lege mein Messer hin und greife nach der Schnitte, sie hängt durch unter dem Gewicht des Aufstrichs. Vaters Blick senkt sich, ruht auf meinen Armen. Je länger er schaut, umso schwerer werden sie.

Sogar an den heißesten Tagen trage ich gewöhnlich lange Ärmel. Die Einzigen, die nie ein Wort darüber verlieren, sind Laurens und Pim. Das letzte Mal, als ich mit bloßen Armen herumgelaufen bin, war vor drei Jahren. Es fühlte sich nicht leicht und frei an, nur schrecklich nackt.

Vaters Blick sinkt jetzt noch tiefer, zu meiner Taille, klettert dann wieder nach oben, zu seiner Zeitung. Er nimmt einen Schluck lauwarmen Tee.

»In diesem Pulli sieht man gut, dass du Brüstchen bekommst«, sagt er.

Ich klappe mein Butterbrot zusammen. Der erste Bissen

klebt mir am Gaumen und schmeckt nicht nach Birnensirup. Erst als das Telefon klingelt, traue ich mich, ihn hinterzuschlucken.

Die drei Sekunden Stille nach dem Abheben verraten mir, dass es Pim ist. Es hat sie immer gegeben, und jedes Mal schäme ich mich wegen der Dinge, die ich ihm irgendwann von mir erzählt habe. In drei Sekunden kann man sich alles vorstellen, was man nur will. Obgleich die Stille auch einfach die Zeit sein könnte, die der Ton braucht, um sich durch die langen, dünnen Hochspannungsleitungen fortzupflanzen, die unsere Häuser miteinander verbinden.

»He, Pim«, sage ich noch bevor er selbst etwas äußert.

»Laurens und ich gehen heute zur Schule«, sagt er. Seine Stimme klingt rau. Ich weiß nicht, ob er in den Stimmbruch kommt oder nur einen Frosch im Hals hat. »Das war Laurens' Idee. Aber wenn du willst, darfst du mit.«

»Wann?«, frage ich.

»Jetzt gleich«, sagt er.

»Soll ich dich abholen?«, frage ich. »Übrigens, Laurens sagt, du fährst eine Honda? Stimmt das?«

Pim ist einen Moment lang still.

»Die Honda hat 'ne Panne. Und abholen musst du mich nicht, kannst aber, wenn du willst.«

Ich fahre denselben Weg zur Grundschule wie noch vor zwei Jahren, mit dem kleinen Umweg über den Bauernhof. Pim wohnt abseits, auf der anderen Seite des Dorfs, ebenfalls am Rand. Wer eine Linie zwischen unseren Häusern ziehen würde, würde feststellen, dass die Gerade zwischen der Schlachtereier von Laurens und der Schule im rechten Winkel dazu liegt, und trotzdem ist dieser Umweg für mich einfacher und selbstverständlicher als für Pim.

Früher füllte ich mir manchmal eine Trinkflasche mit

Wasser, um diese zwei Kilometer gut zu schaffen. Jetzt, wo ich jeden Tag 24 Kilometer runterstrample, zu meiner neuen, weiterführenden Schule, scheint das Dorf lachhaft klein und die Grundschule lächerlich nahe.

Kurz bevor ich aus dem Bulksteeg biege, fahre ich an dem von Vater angenagelten Schild VERBOTEN WILD ZU PINKELN vorbei.

Natürlich wissen sie, dass das eine falsche Formulierung ist, dass stattdessen dastehen müsste WILDPINKELN VERBOTEN – sie sind nicht dumm, das weiß ich schon, aber jedes Mal, wenn ich daran vorbeirade, kann ich nur hoffen, dass auch die Nachbarn das im Zweifelsfall zu ihren Gunsten annehmen.

Als meine Eltern dieses Haus kauften, war der Bulksteeg ein kleiner Sandweg, an dem drei Gärten lagen, ein Weg, der zufällig auch die Autobahnauffahrt mit dem Dorf verband. Er läuft genau zwischen unserem von einer Hecke umgebenen Garten und der Wiese der Nachbarn durch. Vor gar nicht so langer Zeit kamen Gemeindefahrer und gossen den Teer darauf aus, der nach der Instandsetzung der Hauptstraßen übrig geblieben war. Der Weg wurde Meter um Meter befestigt, nicht mehr rückgängig zu machen, geeignet für Schleichverkehr. Obwohl drei Gärten an ihn grenzen, benutzen Wildpinkler immer unsere Hecke.

Habe ich den Bulksteeg hinter mir gelassen, geht es auf einer chausseeartigen Straße weiter, der am stärksten befahrenen des Dorfes. Hier darf man siebzig fahren, doch für gewöhnlich hält sich keiner daran. Die Geschwindigkeit der Autos kann ich inzwischen von meinem Bett aus schätzen. Während der Ferienzeit fahren die Leute langsamer.

Neben mir auf der Fahrbahn folgt mein Schatten, eine Spukgestalt, die mir nicht von der Seite weicht und nicht länger meine Konturen besitzt. An sich war mir das schon

im letzten Schuljahr aufgefallen. Bestimmte Kleidungsstücke kniffen, Tops passten nicht mehr, Hosenknöpfe ließen sich mühsamer schließen. Meine Nippel waren erst eine Zeitlang rot und warm. Dann bildeten sich harte Scheiben darunter, die sich im Folgenden von den Rippen lösten, um für etwas Platz zu machen, was dazwischen wachsen konnte, etwas, das weicher war. Ich hatte von einem Tag auf den anderen gespürt, wie sie sich bewegten, und wusste nicht, was eher zutraf: dass sie plötzlich da waren oder dass sie mir plötzlich auffielen.

Jetzt, seit Vaters Bemerkung, gehören sie mir nicht länger allein, sondern markieren eine bleibende, bedeutsame Veränderung.

Ich nähere mich Pims Haus. Der Bauernhof liegt weit vom Straßenrand entfernt, die Einfahrt ist ungefähr zwanzig Meter lang, führt geradewegs zum größten Stall, ist ausreichend breit für schwere Geschütze, Mähdrescher, Pferdewagen, Kuhherden.

Halb verloren auf diesem breiten Stück Asphalt liegt eine Türmatte mit dem Wort WILLKOMMEN. Der Aufdruck hat sich abgetreten. Ich kann ihn vielleicht deshalb noch lesen, weil dies mal mein zweites Zuhause war.

Seit Jans Beerdigung habe ich Pim kaum noch gesehen oder gesprochen. Zu den Gemeindefesten ist er nicht gekommen, Geburtstage wurden nicht mehr gefeiert. Ein paarmal habe ich neben dem Hof haltgemacht, den Hund an der Leine, aber ich habe mich nie getraut zu klingeln. Jedes Mal fuhr ich wieder weg und beschloss, die Stille habe nichts zu bedeuten. Wir konnten nicht von einem Ende sprechen, solange der Sommer noch nicht vorbei war.

Ich spähe die lange Einfahrt entlang, auf der Suche nach einem Lebenszeichen.

Die Einfahrt überbrückt zum ersten Mal keine Entfernung, sondern Leere. Pim wartet nicht mit seinem Fahrrad im Vorgarten, wie er es früher tat, wenn ich kam, um ihn abzuholen. Ich traue mich nicht, einfach über den Hof zur hinteren Tür zu gehen, also nehme ich den Plattenweg zur Haustür, von der ich bis zum letzten Sommer geglaubt hatte, sie sei nur Zierde, sei nie dazu bestimmt gewesen, geöffnet zu werden, und daher ohne Angeln eingebaut worden. Der Vorgarten des Bauernhofs ist von einer violett-weißen Blume überwuchert, die nach Urin stinkt. Das konnte ich schon drei Häuser entfernt riechen. Die Steinplatten zwischen Straße und Haustür bilden eine schludrige Linie, wie ein Übergang, den die Natur selbst geschaffen hat.

Gerade als ich klingele, taucht Pim in der Einfahrt auf. Erst sein Vorderrad, dann sein Kopf.

»Die Klingel geht nicht«, ruft er. »Das weißt du doch inzwischen.«

Er stellt sich auf die Pedale, fährt langsam an, bis auch ich wieder auf dem Rad sitze. Bevor ich ihn eingeholt habe, tritt er fester und schießt vor mir los ins Steegeinde.

Die Entfernung beträgt exakt einen Kilometer. Das hat uns Juf Ria von der Grundschule mal während des Erdkundeunterrichts demonstriert. Mit einem geeichten Stock von einem Meter Länge ging sie mit uns vom Schulhof los, und nach tausendmaligem Anlegen der Messlatte landeten wir beim Bauernhof. Das hinterließ einen tiefen Eindruck bei mir. Bei jeder Entfernung, die ich seitdem zurücklegte, zählte ich, wie viele Messlatten hineinpassten, und nach jedem Kilometer dachte ich: Jetzt hätte ich genauso gut auf dem Bauernhof sein können.

Den Weg mit Pim zurückzulegen geht schneller als mit irgendwem sonst. Er fährt immer ein kleines Stück vor mir,

und wenn ich ihn einzuholen versuche, sorgt er wieder für Vorsprung.

Seine kräftigen blonden Locken wehen im Wind. Pim hat die Frisur, die jeder gern hätte. Schwer zu sagen, ob das daran liegt, dass man immer das Haar anderer Leute haben will, oder daran, dass sie wirklich gut aussieht.

Pim hat, wie ich, keinen Rucksack dabei. Er sorgt dafür, dass andere mitbringen, was er braucht. Das hat er schon auf der Grundschule getan: meine Karoblätter und Laurens' Stifte benutzen. Neben Pims Kettenschutz kreisen seine sehnigen Knöchel, die in Socken stecken. Ich sehe erst jetzt, dass er sie auf links gedreht hat. Das Motiv, ein Gewirr durchgezogener Fäden, ist dadurch nicht zu erkennen. Es könnte sein, dass er die Socken schon ein paar Tage trägt. Dass er sie umgedreht hat, um sie nicht waschen zu müssen.

Pims Rücken verrät nicht, was er denkt oder fühlt. Er tritt nur in die Pedale. Vielleicht zu entschlossen für jemanden, der vor etwas über einem halben Jahr seinen Bruder verloren hat.

Nach ein paar Minuten gebe ich es auf, mit ihm mithalten zu wollen.

Es wird sowieso noch etwas dauern, bis wir wieder aufeinander eingespielt sind. Vielleicht ist das nicht schlimm. Wir haben noch den ganzen Sommer, und in der Ferne taucht Laurens auf, der Retter, der Spielverderber. Er steht mit seinem Rad auf dem Parkplatz des Schlachterladens neben dem Schild SOMMERANGEBOT: ALLES GRILLFLEISCH ZWEI PLUS EINS GRATIS.

Laurens' Äußeres charakterisiert ihn vor allem aus der Ferne: ein breiter Rücken, eine große Nase, ein hoher Rindfleischanteil. Er bewegt sich plump und gleichgültig, wie ein Kind, das keine Lust hat, einen kleinen Auftrag zu er-

ledigen, und ihn schlecht ausführt in der Hoffnung, dass Mutter die Sache doch wieder übernimmt.

»Ha, die Männer«, sagt er. Er trägt Socken mit aufgesticktem Wochentag am Rand. Rechts ist es erst Montag, links schon Freitag. Er dreht an der Gangschaltung, auf der Suche nach dem langsamsten Gang, mit schwerem Widerstand.

Pim bremst nicht, also gibt Laurens Gas, schließt in vollem Tempo zu uns auf. Auch ich habe Pim inzwischen eingeholt, aber zusammen mit Laurens verändert sich unsere Konstellation: Wir passen nicht länger auf diesen schmalen Weg mit den überhängenden Zweigen. Wir sind eine unteilbare Zahl, einer muss sich zurückfallen lassen. Pim ist es völlig egal, neben wem er fährt, noch lieber fährt er allein, das sehen wir, so war es früher auch, genau deswegen landete er schon damals in der Mitte, solange die Wegbreite dies zuließ. Wieder beschleunigt er, um vor uns zu fahren, Laurens folgt ihm. Ich schließe mich hinter ihnen an.

Pim, links, fährt im niedrigsten Gang. Laurens, rechts, im höchsten. Dadurch scheint es, selbst ohne Worte, als würden sie doch miteinander kommunizieren.

Jedes Mal, wenn Laurens den Kopf dreht, um zu Pim zu schauen, sehe ich die Schramme in seinem Gesicht, unter der Nase, dort, wo das Spannband an seinem Gepäckträger ihn vor einer Woche traf, an dem Tag, an dem ich ihn in der Schule stehenließ. Die Wunde heilt gut. Auf einer Seite hat sich die Borke gelöst. Sie steht fast im rechten Winkel von seinem Gesicht ab, ein falsch befestigter kleiner Flügel.

Pim fährt in Schlangenlinien vor uns her über den Schulhof, lockere Steinplatten klappern unter seinen Reifen. Er versucht, die Linien der Hüpfkästen nicht zu berühren. Ich weiche dem Gitter eines Gullys aus, der früher als zweidimensionales Gefängnis diente.

Ohne zu bremsen kommt Pim zum Stillstand, das Vorder-
rad an der roten Backsteinmauer der Schule, unter dem
überdachten Pausenhof.

Ohne Schüler ist die Schule nichts weiter als ein Gebäude.
In einem der Flügel wohnen zwei Nonnen. Sie haben diese
Einrichtung einst gegründet und dürfen deshalb weiter auf
dem Gelände wohnen. Außer für das Gießen der violetten
Blumen in den Kästen auf dem Schulhof sind sie kaum
mehr zu etwas nütze.

Als wir noch auf diese Schule gingen, lebte hier noch eine
dritte, übereifrige Nonne. Sie schmierte Pausenbrote für Kin-
der, die ihre zu Hause vergessen hatten. Einzig und allein
damit sie sich nützlich machen konnte, ließ jeder seine
Brotdose gelegentlich daheim, sogar Laurens, der übermä-
ßigen Wert auf die abwechslungsreichen Lunchpakete legte,
die seine Mutter zusammenstellte. Sie versah ihn immer mit
der dreifachen Menge an Keksen, wohl damit er sie mit Pim
und mir teilte, doch das tat er nie.

Laurens und ich führen ungefähr die gleichen Manöver
aus wie Pim, kommen links und rechts von seinem Rad zum
Stehen, vor dem breiten Fenster auf der Vorderseite des Ge-
bäudes. Die mattierte Scheibe gehört zum leeren Klassen-
zimmer des sechsten Schuljahrs.

Die Möbel stehen sortiert, Pulte links, Stühle, aufeinan-
dergestapelt, rechts. Ich erkenne die Bank, die mal meine
war, die mit der beschädigten Arbeitsplatte, etwas heller als
alle anderen, Bein an Bein von Juf Emmas dunklem, schwe-
rem Schreibtisch flankiert.

Die Klasse sieht genauso aus wie an unserem letzten
Schultag, jemand hat sich große Mühe gegeben, eine Tanz-
fläche daraus zu machen. Das versetzt mir einen Stich, denn
ich muss sofort wieder daran denken, wie Juf Emma uns das
Abschiedsfest präsentiert hatte – »ein einmaliges Privileg für

die drei Musketiere, die ich vermissen werde« –, und wie ich es hinterher geschafft hatte, ihr Leben zu verpesten.

Pim entdeckt rasch, dass die Tür zum Turnsaal nicht abgeschlossen ist. An sich nichts Besonderes – in Bovenmeer schreckt man Gauner für gewöhnlich durch Gastfreiheit ab. Wir spazieren ins Schulgebäude, ohne zu schleichen, ohne zu klettern, ohne zu wissen, was wir hier eigentlich wollen.

Laurens hüpfte quer durch den Saal, wobei er die Knie abwechselnd mit steifen Bewegungen hochzieht, wie im Unterricht bei Meester Joris: ein altes, hohe Anforderungen stellendes Männchen im Trainingsanzug, das kein Schüler für fähig hielt, die von ihm gestellten Aufgaben selbst noch ausführen zu können, so dass sich auch keiner um die erwartete Perfektion scherte.

Pim nimmt schnell Anlauf, springt gegen die dicksten Matten, die an der Wand lehnen. Sie plumpsen mit lautem Knall auf. Als Erstes berührt der weiche Mittelteil den Boden, die Ränder folgen mit einigen Sekunden Verspätung, wie die Mundwinkel bei einem vorgetäuschten Lächeln.

Wir bauen eine Anordnung aus den gefährlichsten Geräten, die wir finden können, Material, das uns Meester Joris nie zu benutzen erlaubte. Springen vom Sprungbrett über den Lederbock auf das Trampolin, auf das nächste Trampolin, lassen uns mit einem Salto auf die dicke, weiche Matte fallen.

»Schön, Reise um die Welt«, sage ich.

»Nein, das ist schöner als Reise um die Welt«, sagt Pim.

Plötzlich läutet die Schulklingel. Schrill und lang gibt der Ton uns der Lächerlichkeit preis. Während der Schulzeit ist dies der Beginn einer fünfzehnminütigen Pause. Heute könnten wir endlos lange weitermachen, keiner, nicht einmal eine Nonne, würde uns erwischen.

Pim bleibt auf der Matte liegen. Ich lande mit einem

missglückten Rad neben ihm. Er hebt zwischen Daumen und Zeigefinger sein verschwitztes T-Shirt an, lässt es los, die Luft stiebt davon, als der Baumwollstoff sich wieder an seine Brust schmiegt. Ich liebe den sauren Geruch seines Schweißes. Es muss auch der Geruch von Jans Anstrengungen gewesen sein.

Ich liege auf dem Rücken. Auch mir klebt das T-Shirt am Bauch. Ich sehe, wie Pim auf die Ausbeulungen meines Shirts schaut, was mir an sich nicht unangenehm ist, allerdings sehe ich plötzlich beim Gedanken daran, wie Vater sie heute Morgen als »Brüstchen«, nicht »Brüste« bezeichnet hat, und in Pims Blick, was er gemeint hat: Eigentlich habe ich noch immer keine richtigen Brüste. Die hier sind nur zur Hälfte welche, irgendwas zwischen Haben und Nicht-Haben.

»Was machen wir jetzt?«, frage ich. Ich schaue zu Laurens, erwarte aber keine Antwort von ihm.

»Ich muss nach Hause«, sagt Pim. »Ich fahre nach Lier.«

»Was machst du in Lier?«, fragt Laurens.

»Mama bei meiner Tante besuchen.«

»Wie geht's deiner Mama?«, frage ich.

»Schlecht.«

Dagegen traut sich nicht einmal Laurens etwas zu sagen.

Pim steht auf und geht ohne ein Wort hinaus zu seinem Rad. Er sprintet davon, quer über den Schulhof. Laurens und ich schauen ihm nach, bis sein Rücken in Höhe des kleinen Klosters zu einem Punkt wird und erlischt.

»Man sieht es ihm nicht an«, sagt Laurens.

»Was hättest du denn erwartet zu sehen?«

»Ach, du weißt schon.«

Der Geräteaufbau im Turnsaal, der vor einer halben Stunde noch lebensgefährlich schien, ist jetzt nur noch ein Haufen Plunder.

Ganz kurz, aber doch lange genug, kann ich aus einem bestimmten Winkel in Laurens' Wunde schießen, unter die Borke. Ich schaue schnell und vorsichtig, wie an Orten, an denen ich eigentlich nicht sein darf.

Die Haut ist wieder heil, rosa und schimmernd.

Wir schieben den Bock an die Wand und die anderen Geräte, bis alles wieder an seinem Platz steht.

»Ich fahr auch nach Hause«, sagt Laurens.

Wie er über den Schulhof schlurft, das Bein über den Sattel schwingt, wegfährt, verfolge ich von der Gymnastikbank aus, die gerade noch, in die Sprossenwand eingehängt, die Eigenschaften einer Rutschbahn hatte. Ich beobachte weiter, wie auch Laurens zu einem Punkt wird, allein schon weil es mir leidtäte, wenn er später, irgendwie, dahinterkäme, dass ich Pim nachgeschaut habe, ihm aber nicht.

Als Laurens endlich ganz verschwunden ist, spaziere ich in dem in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzten Saal umher. Dieser Nachmittag hätte genauso gut nicht stattfinden können. Die Wolken über dem Schulhof ziehen hastig vorbei, die Uhr im Turnsaal läuft unermüdlich. Wieder geht die Klingel. Ich weiß nicht, ob sie den Anfang von etwas ankündigt oder das Ende.

DREI MUSKETIERE

Im Sommer 1993, kurz bevor Laurens, Pim und ich von der dritten Vorschulklasse ins erste Schuljahr wechseln sollten, wurde ein Brief an alle Lehrkräfte der Grundschule und an unsere sechs Eltern verschickt: die Einladung zu einer Versammlung, bei der alle anwesend sein sollten.

Während dieser Zusammenkunft trug die Rektorin, Bea-

trice, ihre Überlegungen vor: Wie konnte es sein, dass 1988 nur drei Kinder geboren worden waren? War der kalte Winter, der heiße Sommer oder der schwarze Montag im Oktober des Vorjahrs verantwortlich dafür, dass sich alle gebremst hatten, dass niemand zu einem Kind gekommen war? Ihre Schule war die kleinste im gesamten Kempen-Land, die Zahl der Schüler pro Klasse lag bei durchschnittlich zehn, in dieser Kleinheit bestand auch ihr größter Charme, aber – möglicherweise schob sie an dieser Stelle ihre Brille auf die Nase, womit deutlich war, dass sie keinen Widerspruch duldeten – für weniger als eine Handvoll Kinder wurde keine Klasse aufgemacht.

Die einzige Lösung sei eine »Beistellklasse«: drei zusätzliche Pulte hinten im Raum. Die Lehrerinnen würden ganz normal unterrichten und diese drei Schüler mit entsprechend angepasstem Lehrstoff versehen, mal schwerer, mal leichter als für die Klasse, der die drei Bänke »beigestellt« würden.

»Dein Vater hat seine ablehnende Haltung nicht deutlich genug gezeigt, und die Eltern von Laurens und Pim hatten schon gar keine besseren Ideen«, sagte Mama sechs Jahre später dazu, da war ich elf. Wir wuschen gemeinsam ab. Wenn sie ihre Hände im heißen Seifenwasser hatte, traute sie sich manchmal, offenherzig zu werden, doch meistens jammerte sie nur über Dinge, die ich selbst nicht miterlebt hatte, so dass ich lediglich zuhören konnte.

Ich wusste durch die Art und Weise, wie sie die Worte »bessere Ideen« aussprach, stolz und zugleich unsicher, dass die imposante Erscheinung von Laurens' Mutter sie in besagter Versammlung eingeschüchtert hatte und dass sie aus Gründen der Selbstbehauptung dann eben beschlossen hatte, mit ihr nicht auszukommen.

Vielleicht hatte ihre eigene Mutter ihr dies auch, die

Hände im Abwaschwasser, zugeflüstert: Menschen, mit denen man gut zurechtkommt, sind in der Regel jene, die einem später in den Rücken fallen.

Pim, Laurens und ich fanden die Idee einer Beistellklasse gut. Entweder das, oder eine andere Schule besuchen und jeden Tag mit dem Rad viel weiter fahren müssen.

Der Lehrstoff, den wir vorgesetzt bekamen, war leichter als der der Klasse, der wir uns anschlossen. Wir hörten die älteren Schüler angesichts der Hausaufgaben und Klassenarbeiten stöhnen und hatten immer den Eindruck, von etwas verschont geblieben zu sein.

Weil wir von den anderen schon bald »die drei Parasiten« genannt wurden, kam Pim im zweiten Schuljahr mit dem Ausdruck »drei Musketiere« an. Wir wussten nicht genau, was wir uns darunter vorzustellen hatten, doch die Parole »Einer für alle, alle für einen«, die er laut skandierte, wenn er auf den Schulhof lief, machte vieles wett. Wir begannen den Namen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu benutzen: beim Sturm aufs Tor; beim Entgegennehmen schlechter wie guter Zeugnisse; beim Öffnen jeder Flasche Kidibul, bis wir glaubten, es würde nie etwas Wichtigeres geben als unsere Freundschaft und die Geschichtsbücher hätten sich was von uns abgesehen statt wir von ihnen.

Gemeinsam kickten wir gegen die Jungs anderer Klassen, und auch die zierten sich nicht, solange ich im Tor stehen blieb und keine Eigentore schoss: Ein Sieg, weil der Gegner ein Eigentor schoss, kam einer Niederlage gleich, war aber nicht einmal halb so schlimm wie gegen ein Mädchen zu verlieren.

Es waren nicht meine Dribblings, durch die ich mich von einem Durchschnittsmädchen unterschied, sondern mein Kampfgeist und meine Kleidung. Vom ersten bis einschließ-

lich fünften Schuljahr trug ich dunkelblaue Jeans und ein altes Fußballshirt von Jolan oder einen grünen Mickymauspulli.

Nachdem ich einen Typ, der mir bei der entsprechenden Spielkonstellation »Ecke, du Schnecke!« zurief, sauber gegrätscht hatte, wurde ich nicht nur zu den Geburtstagen von Laurens und Pim eingeladen, sondern auch zu denen anderer Jungs. Ich erschien auf jeder Fete, bis man irgendwann verwundert merkte, dass ich nicht mit allen zusammen im Stehen pinkeln wollte.

Bei den Mädchen wurde ich nicht so einfach akzeptiert. Ihnen musste ich immer erst klarmachen, dass ich dazugehören wollte. Sie bildeten eine Mauer, fragten nach einem sich ständig ändernden Codewort, das ich nie erraten konnte, ließen mich eine schwierige Frage oder ein kniffliges Rätsel lösen, und selbst wenn mir das gelang und ich während der noch verbliebenen zwei Pausenminuten Schau nicht um, der Fuchs geht rum oder Friseursalon mitspielen durfte, blieb ich bei ihnen in der Kreide, und sie konnten drei Pausen später meine Cent-Waffel immer noch einfach einfordern.

Jüngere Mädchen, fand ich, verstanden mich nicht. Doch das versetzte mich nicht in die Lage, meinerseits zu verstehen, warum ältere Mädchen zu mir sagten, ich könne nicht mitreden.

»Ein Spice Girl sein« war folglich auch inhaltlich Präzisionsarbeit. Sie fanden auf einmal ganz andere Dinge schön und auf nuanciertere Weise – das Haargummi musste zu den Schnürsenkeln passen und dann wieder nicht; Jimmy von Get Ready! war der Hübscheste und dann wieder nicht; Polly Pocket musste in der Schultasche mit und dann wieder nicht. Im Vergleich zu Jungs gab es für Mädchen viel mehr Zwischenstadien auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

Anfangs fand ich, dass meine enge Freundschaft mit Laurens und Pim mir nur Vorteile brachte. Doch wenn die Mädchen Arm in Arm auf dem Schulhof herumzuparadieren begannen, durfte ich lediglich hinter ihnen gehen, nicht neben ihnen. Ich blickte auf die langen Pferdeschwänze, die abwechselnd die eine und die andere Schulter antippten, auf die schmutzfreien Fingernägel, die schmalen Oberschenkel unter den Röckchen, und wusste: Diese Mädchen sind ihr ganzes Leben lang mit Mädchen herumgezogen. Sie sind geschliffen. Ich nicht, ich bin plump.

(...)